



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

werden. Und das Haus, das ganze Haus, wo in allen Stuben die Lichter brannten, und das man nun zusammen ansehen wollte, das man ihr feierlich übergeben wollte! Und nun ging sie abgespannt ihrer Wege, wie jemand, der auf vier Wochen zu Besuch gekommen ist.

Hans ging schnell zur Thür.

Ich will Mamselling Bescheid sagen, antwortete er über die Achsel zurück, auf Fritzens erstauntes Nun? Als er gleich darauf wieder ins Zimmer kam, waren die beiden schon im Begriff zu gehen. Ernst und steif verabschiedete er sich von Margarete.

Ich begleite dich hinauf, sagte Fritz, und zeige dir den Weg zur Schlafstube. Du wartest auf mich, Hans; wir haben noch einiges zu besprechen.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Auf Wiedersehn. Gott sei Dank! werden dem scheidenden Reichstage die Herren nachrufen, die über schwarzen Plänen brüten, wir aber sagen: Auf Wiedersehn! Die Politik ist kein angenehmes Geschäft, aber in der reichstagslosen Zeit wird sie außerdem auch noch unheimlich. Denn es geht in den oberen Regionen immer allerlei vor, „man weiß nur nicht was,“ bloß so viel weiß jedermann, daß die untern und mittlern Schichten die Kosten von dem zu bezahlen haben, was beschlossen wird. Ist nun der Reichstag beisammen, so kommt das beschlossene heraus, und es hört wenigstens die Beunruhigung durch gespenstische Ahnungen auf.

Daß es Leute giebt, die gern ohne Volksvertretung herrschen möchten, versteht man ganz gut; was aber diese selben Leute, solange sie den Staatsstreich noch nicht wagen, gerade an dem jetzigen Reichstage auszusetzen haben, das errate, wer kann. Etwa daß er nicht genug Gesetze „fertigstellt“? Aber alle Welt, die konservative Welt am meisten, schimpft ja schon seit Jahren über die ewige Gesezmacherei, und auch in den Grenzboten hat ein Mitarbeiter vorm Jahre einmal den Wunsch ausgesprochen, wer ein neues Gesetz vorschlagen wolle, der solle es, wie Dikaiopolis in den Acharnern, nur mit dem Kopf auf dem Nichtflos thun dürfen. Oder daß er nicht die richtigen Gesetze mache? Was soll er denn im Sinne der Staatsstreicher schöneres und richtigeres machen als agrarische Zucker- und Spiritussteuernovellen? Auch das „reichsfeindliche“ Zentrum ist in allen solchen Sachen hilfreich und eifrig dabei und stets bereit, Schutzvölle, Liebesgaben, Hemmungen des Gewerbebetriebs, Freiheitsbeschränkungen und was es sonst frommes, konservatives und staatserkaltendes giebt, zu bewilligen. Beim jetzigen Spiritussteuergesetz hat es sogar eine Opferwilligkeit bewiesen, die ans Harifiri grenzt. Am 18. Mai kam die Germania auf Grund einer genauen und völlig überzeugenden Rechnung, die von niemand angefochten worden ist, zu dem Schluß: „Man darf, ohne zu übertreiben, behaupten, daß das Branntweinsteuergesetz eine schwere Schädigung der Konsumenten, einen gewaltigen Vorteil für die [meist in

Ostelbien residirenden] großen Gutsbrenner und die Vernichtung der bairischen Genossenschaftsbrennereien herbeiführen würde," und am 21., 22. und 24. hat das Zentrum dieses Gesetz, das ihm einige bairische Mandate kosten kann, bewilligt. Freilich, den Tabak noch mehr bluten zu lassen, ist auch diesmal noch nicht gelungen, aber nur Geduld! Kein Baum fällt auf den ersten Schlag, und mancher auf den zehnten noch nicht. Tabak und Bier sind nun einmal dem Deutschen ans Herz gewachsen, dem Deutschen ohne Unterschied der Konfession und Parteistellung, und kein wie immer zusammengesetzter Reichstag würde eine Auflage auf diese seine teuersten Güter ohne langes und heftiges Sträuben bewilligen. Auch die Umsturzvorlage ist gefallen, aber daran war doch nicht die vom besten Willen beseelte Mehrheit, sondern nur die Ungeschicklichkeit der Regierung schuld. Auch das Getreidemonopol haben wir noch nicht, aber es ist doch die Frage, ob, wenn es keinen Reichstag gäbe, die verbündeten Regierungen mit so rührender Geduld acht Wochen lang über den Antrag Kanitz beraten würden, wie die Reichstagskommission; der Staatsrat, dem das Haupt der verbündeten Regierungen präsidirte, hats kürzer gemacht. Ein Organ der Staatsstreicher fragt, was denn werden solle, wenn dieser Reichstag die zum Fortbestande des Reichs erforderlichen Geldmittel nicht mehr bewilligt? Ja, was wird wohl werden, wenn dereinst die Sonnenwärme so weit wird abgenommen haben, daß ganz Europa vergletschert? Ein Vorwurf, den man dem Reichstage macht, ist freilich begründet; seine meisten Mitglieder sind faul im Besuch der Sitzungen. Nur muß auch hinzugefügt werden, daß die konservative Seite die faulste ist. Von den Mitgliedern des Reichstags, schrieb die Germania nach den viel getadelten Auszählungen der dritten Maiwoche, gehören 133 dem Bunde der Landwirte an. Von diesen 133 waren am 16. nur 32 anwesend, am 17., wo das Zuckersteuergesetz beraten wurde, 53.

Oder besteht das Verbrechen des Reichstags vielleicht darin, daß es ihm an hervorragenden Männern, an großen Rednern fehlt, daß seine Sitzungen arm sind an Gesehlichen und seine Beratungen ohne Schwung verlaufen? Ihm daraus einen Vorwurf machen, das wäre denn doch mehr als lächerlich. Was hätten denn große Männer in einem Steuerbewilligungsautomaten zu suchen? Wo soll denn in der Beratung von Polizeigesetzen und von Steuerkünsteleien der Schwung herkommen? Und wie könnten über kleine Gegenstände Reden im großen Stile gehalten werden? Schuljungen sagt man zwar manchmal, der richtige Redner müsse auch über einen Besenstiel einen glänzenden Vortrag halten können. Allein das ist ein schlechter und undeutscher Grundsatz; der echte Deutsche ist vor allem wahr und pußt nicht einen kleinen Gegenstand mit großen Worten heraus. Die Zeiten, in denen die großen Redner wuchsen und das politische Leben in hohen Wogen einherbraust, sind die Zeiten des nationalen Aufschwungs; und dieser Aufschwung vollzieht sich stets in einer von drei Formen: entweder als Revolution, oder als Eroberungskrieg, oder als Befreiungskrieg; die Weltgeschichte kennt keine vierte Form, denn auch die Kolonialgründungen und die Begründungen großer Handelsmächte sind stets Ketten von Eroberungskriegen gewesen. Heute ist die dritte Form glücklicherweise nicht nötig, und was die ersten beiden anlangt, so ist uns schon der Gedanke daran verboten. Die Habsburger loben, den russischen Kaiser bei guter Laune erhalten, damit er uns nichts thue, dabei aber trotzdem bis an die Zähne gerüstet dastehn, weil die Gefahr eines Überfalls auch durch noch so große Liebenswürdigkeit und Dienstbereitschaft gegen unsre hohen Gönner nicht ausgeschlossen wird, und gleichzeitig unsre Lohnarbeiter mit geladner Flinte bewachen, damit sie nicht aufbegehren, das ist unsre Zukunft. Wir fügen uns ja in aller Demut der

überlegnen Weisheit der Staatsmänner von Sach und lassen willig all unsre Reizen gegen dieses Zukunftsprogramm Kindereien schelten, aber dazu bedarf es keiner Sachkenntnis, um einzusehen, daß unter diesen Umständen von schwungvoller Politik keine Rede sein kann, und daß unsre Parlamente nicht Geburtsstätten der Genies, sondern nur Stätten handwerksmäßiger Geschäftsbesorgung sein können.

Und die Geschäfte besorgt er ja leidlich, der Reichstag; mindestens so gut, wie irgend ein andres der europäischen Parlamente, die sämtlich, wie eben die ganze politische Welt, am marasmus senilis dahinsiechen. Und dabei sind wir, was immerhin etwas wert ist, weder mit einem Panama noch mit einem Panamino behaftet. Schleicht sich ja einmal der böse Geist der Börse ein und legt ein Basiliskenei in der Gestalt des Artikels 2a in die heiligen Hallen, so steht der wichtige Alexander Meyer als getreuer Eckart auf der Wacht, und auf seinen Warnerruf wirft die hohe Versammlung einmütig das Scheusal zum Tempel hinaus. Leibniz hat mit einem sehr ansehbaren Syllogismus bewiesen, daß die bestehende Welt von allen möglichen Welten die beste sein müsse; wir vermuten, gestützt auf reifliche Überlegung und umfassende Umschau, daß von allen gegenwärtig möglichen Reichstagen der, den wir haben, der erträglichste ist. Vor allem die Sozialdemokraten, meinen seine Gegner, müßten hinaus. Nun denke man sich, wir hätten statt der 46 Sozialdemokraten 46 Agrarier mehr, eifrige Agrarier, die im Vierteljahr 46 Silberreden, 46 Zuckerreden, 46 Spiritusreden, 46 Getreidepreisreden hielten! Nein, es giebt auch für vertrocknete Philister, wie wir sind, ein Maß im Ertragen des Unerträglichen! Also: auf Wiedersehn!

Die Marinerundschau. Zu Anfang dieses Jahres brachten die Grenzboten einen Aufsatz, worin darauf hingewiesen wurde, daß die deutsche Marineverwaltung selbst nicht ganz ohne Schuld sei, wenn ihr die Volksvertretung beharrlich die Mittel zum Neubau von Kriegsschiffen verweigere; sie thue nichts, um die unglaubliche Unwissenheit des deutschen Volks auf dem Gebiete des Flottenwesens zu bekämpfen, sei vielmehr ängstlich darauf bedacht, daß ja keine bemerkenswerte Mitteilung über Fahrzeuge unsrer jungen Marine an die Öffentlichkeit gelangte. Auch das Erscheinen der Marinerundschau*) habe daran nicht viel geändert. Die Grenzboten richteten dann an die Marineverwaltung die Aufforderung, den geheimnisvollen Schleier zu lüften und die Marinerundschau zu einer Fundgrube marineteknischer Nachrichten für die deutsche Presse zu machen. Heute können wir zu unsrer Freude und Genugthuung mitteilen, daß sich die Marineverwaltung entschlossen hat, die Wege einzuschlagen, die die Grenzboten empfohlen haben.

Schon im Februarheft der Marinerundschau erschien die Ankündigung, daß die Rundschau vom 1. April an getrennt vom Marineverordnungsblatt als selbstständige Monatsschrift erscheinen werde. Dann heißt es weiter: „Gleichzeitig besteht die Absicht, ihren Umfang zu erweitern und bezüglich ihres Inhalts Änderungen eintreten zu lassen, die geeignet sind, den Seeinteressen des Reiches in weiterm Sinne zu dienen. In erster Linie hat sich die Redaktion entschlossen, in Form einer monatlich erscheinenden Beigabe eine Übersetzung des berühmten Werkes von Mahan: *Influence of Seapower upon History*, herauszugeben, dessen klare, lichtvolle Darstellung des tiefgehenden Einflusses der Seegewalt auf die Wohlfahrt und Machtstellung der Völker fast bei allen Nationen gleich durchschlagende Wirkung ausgeübt hat.“ Das Werk Mahans gehört in der That zu den Büchern,

*) Herausgegeben vom Nachrichtenbüro des Oberkommandos der Marine.

von denen unmittelbar nach ihrem Erscheinen eine mächtige Wirkung ausgegangen ist. Der lebhafteste Antrieb zum Bau von Kriegsschiffen, den wir seit einer Reihe von Jahren nicht nur in den Vereinigten Staaten, deren Seeoffizierkorps Mahan angehört, sondern fast bei allen seefahrenden Nationen der Welt wahrnehmen, ist durch das Mahansche Buch gewaltig gesteigert, zum guten Teil erst hervorgerufen worden. An zahlreichen, der alten und namentlich der neuern Geschichte entnommenen Beispielen weist Mahan unwiderleglich nach, welchen entscheidenden Einfluß die Übergewalt zur See auf den Ausgang von Völkerkämpfen geübt hat, die auf Jahrhunderte hinaus die Geschicke von Nationen bestimmt haben. Es ist deshalb ein guter Gedanke der Redaktion der *Marinerundschau*, dieses bedeutende Werk dem deutschen Publikum auf bequeme Weise zugänglich zu machen; wenn sich erst die Mehrzahl der gebildeten Deutschen die Lehren Mahans zu eigen gemacht hat, so wird damit den „Seeinteressen des Reichs“ allerdings in hohem Grade gedient sein.

Die Grenzboten hatten aber den besondern Wunsch ausgesprochen, die *Marinerundschau* möchte den spärlichen Duell der Nachrichten über unsre eigne Marine etwas reichlicher fließen lassen, denn wenn der Deutsche an der Entwicklung seiner Flotte Anteil nehmen soll, dann muß er doch auch gelegentlich etwas über sie erfahren. Wir sahen deshalb dem Erscheinen der Aprilnummer, mit dem die *Rundschau* ihr selbständiges Leben beginnen sollte, mit einiger Spannung entgegen. Aber das Heft ließ nicht erkennen, daß nach der von uns gewünschten Seite hin „Änderungen bezüglich des Inhalts“ eingetreten seien, und wir fürchteten schon, daß die Redaktion der Zeitschrift nach wie vor der Ansicht zuneige, es sei den Seeinteressen des Reichs nicht förderlich, wenn der Deutsche mit den Schiffen seiner eignen Marine genauer bekannt gemacht werde. Da werden wir nun durch das vor kurzem herausgegebene Maiheft aufs angenehmste enttäuscht. Dieses Heft bringt nämlich genauere Mitteilungen über die Panzerschiffe vierter Klasse „Hildebrand“, „Heimdall“ und „Hagen“, vor allem aber über den Kreuzer „Gefion“ (mit Abbildung). Diese Mitteilungen enthalten so ziemlich das, was man wissen muß, um sich von der Art dieser Schiffe eine klare Vorstellung machen zu können, und die Ergebnisse der Probefahrten werden in lobenswerter Ausführlichkeit mitgeteilt. Besonders zu rühmen ist, daß auch die kleinen Mängel nicht verschwiegen werden, die sich bei der Erprobung der Schiffe herausgestellt haben; die Kunst des Schiffbaus steht in Deutschland auf einer so hohen Stufe, daß unsre Marineverwaltung sich schon erlauben darf, offen zu sein. Wir beglückwünschen die Marineverwaltung zu ihrem Entschlusse, aus der bisher geübten Zurückhaltung herauszutreten, und zweifeln nicht daran, daß die *Marinerundschau* nun das Arsenal werden wird, aus dem der bessere Teil der Tagespresse das Rüstzeug nimmt, um damit die Gleichgültigkeit und die Vorurteile des Publikums zu bekämpfen und ein besseres Verständnis für die Bedeutung der Seegewalt anzubahnen.

Wie notwendig das ist, das haben wieder die Reichstagsverhandlungen über den letzten Marineetat gezeigt. Welches Kraftaufwands hat es von seiten der Regierung bedurft, um die Bewilligung der verlangten vier Schiffe durchzusetzen! Daß an der Regierungsforderung keine großen Abstriche gemacht worden sind, ist wesentlich der ausgezeichneten Rede des Staatssekretärs von Marschall zu danken. Trotzdem glauben wir, daß die Notwendigkeit einer Flottenverstärkung am schlagendsten durch die Rede des Herrn Eugen Richter dargethan worden ist. Diesem Herrn ist das gedankenlose Ablehnen jeder die Verstärkung unsrer Wehrkraft bezweckenden Regierungsforderung schon längst zur Gewohnheit geworden; das Verwerfliche eines

solchen Anfinnens an die Volksvertretung steht ihm von vornherein fest, da spart er sich jedes Nachdenken, es handelt sich für ihn bloß noch um die Begründung der Ablehnung. Liest man nun die Richtersche Rede (uns hat sie in der Fassung der Freisinnigen Zeitung vorgelegen) mit ihren Trivialitäten, albernen Witz und von größter Unkenntnis zeugenden Ausführungen, so hat man die Empfindung, daß die Vermehrung unsrer Kreuzerflotte doch wohl nötig sein müsse, wenn ein im Opponiren und Ablehnen so geübter Wortsechter nichts besseres dagegen zu sagen weiß, als was er in dieser dürftigen Rede vorbringt. Wandte sich doch sogar sein früherer Parteifreund Ricker gegen ihn! Herrn Richter wird nun wohl niemand so überschätzt haben, daß er von ihm eine andre Haltung erwartet hätte. Überraschender ist jedenfalls das gleiche Verhalten bei andern Abgeordneten. Man hatte es während der vorigen Legislaturperiode als eine Schmach empfunden, daß die Vertretung der Interessen unsrer großen Seehandelsstädte lediglich Sozialdemokraten anvertraut sei. Infolgedessen raffte sich der gebildete und besitzende Teil der Bremer Bürgerschaft bei den letzten Wahlen zu einer außerordentlichen Kraftanstrengung auf und erreichte es auch, daß sein Kandidat aus der Urne als Sieger hervorging. Der Herr hieß Frese und schloß sich der Freisinnigen Vereinigung an. Dieser erleuchtete Volksvertreter, der seine Wahl hauptsächlich national-liberalen Stimmen verdankt, der Vertrauensmann der Stadt des Norddeutschen Lloyd, hat nun ebenfalls gegen die Bewilligung der Kreuzer gestimmt! Nach diesem Beweise staatsmännischer Einsicht werden sich wohl die Bremer Patrioten gefast haben, daß das ein Sozialdemokrat auch gekonnt hätte. Welche Ironie: die leidenschaftlichsten Verfechter der Handelsvertragspolitik versagen ihre Zustimmung zum Bau der Schiffe, die bestimmt sind, Handel und Ausfuhr zu schützen und zu fördern, und die Regierung hat ihre vier Kreuzer den Stimmen der Agrarier zu danken, deren Nöte doch sicherlich nicht durch das Bauen von Kriegsschiffen geheilt werden können! Auch die jüngsten Ereignisse in Ostasien und ihre Rückwirkungen auf Europa haben die Dunkelheit in den Köpfen unsrer freisinnigen Nachtwächter nicht zu erhellen vermocht: sie tadeln die Stellungnahme der deutschen Regierung, die doch endlich wieder einmal mit herzerfrischender Entschiedenheit und schönem Erfolge in den Gang der Weltgeschichte eingegriffen hat.

Aus den evangelischen Arbeitervereinen. Nur wenig bringt aus dem Stillleben dieser wackern Vereine, die, von rechts und links bedrängt, unter furchtbaren Schwierigkeiten ihre segensreiche Tätigkeit entfalten, an die Öffentlichkeit. Drum heißen wir zwei kleine Schriften willkommen, die von ihnen Kunde geben: Die Arbeit vom Pfarrer D. Schulze, dem Vorsitzenden des Leipziger Vereins, und: Großindustrie und Sozialreform. Vortrag, gehalten im evangelischen Arbeiterverein zu Gera von Julius Becker (beide von Reinhold Werther in Leipzig verlegt, 1895). Sie ergänzen einander, indem Schulze den Sozialdemokraten, Becker den Großindustriellen und den Nationalliberalen den Text liest. Becker fügt im Anhang das evangelisch-soziale und das katholisch-soziale Programm bei, sowie die Berichte der Zeitung „Das Volk“ über die Protestversammlungen der Christlich-Sozialen gegen die Auslassungen des Freiherrn von Stumm und über den „Wagner-Schmoller-Kommerß.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig